Nr. 17 — Leipzig, den 28. April — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Ein Gottesauge: Gleichnis — Die Theologie Albrecht Ritschls: 1. Zur allgemeinen Würdigung — Das Pan-Presbyterian-Council — Robert Elsmere: Roman von Mrs. Humphrey Ward: 5. Beurteilung — Toll geworden — Verschiedenes: Geschichte der französischen Kolonie von Magdeburg; Für das diesjährige Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins; Warnung — Zur Beachtung — Anzeigen

Ein Gottesauge

Gleichnis

Gott ist die Liebe (1. Joh. 4,16)

Dunkle Wolken bedeckten den Himmel, aber sie waren nicht vereint, sondern zogen in getrennten Scharen ihres Weges. So konnte denn die Sonne hinunter zu ihrer Schutzbefohlnen, der Erde. Doch lange vermochte sie es nie, denn ihre Widersacher, die Wolken, wehrten ihr kampfeslustig.

Als dies wechselvolle Spiel eine Zeitlang gewährt hatte, mußten Sonne und Wolke dazu dienen, den Erdenkindern ein herrliches Bild zu zeigen.

Das Himmelslicht hatte eben noch voll herniedergeleuchtet, als sich eine schwarze Wolke darunter schob, um es zu verhüllen. Doch ihre Macht war zu klein. Wohl war das Antlitz der Sonne verborgen; aber ihre lichte Kraft verwandelte das Schwarz der Wolke in ein helles Grau und umsäumte diesen grauen Kern mit einem zarten, schimmernden Weiß. Nach allen Seiten sandte sie dann ihre Strahlen über die Wolke hinaus zu der Erde.

Vor der Lichtmacht der Strahlen zogen sich die herumschwebenden Wolken weit zurück — wie vor Ehrfurcht, und das tiefe, klare Blau des Himmels ward zum lieblichen Grunde des Bildes.

Die Natur schien anzubeten: solch verklärender Hauch des Friedens lag ausgebreitet über der Erde.

Ein erhabenes Bild — ein Gottesauge!

Bewundernd erblickten es Menschen und ließen dies Gleichnis ein in ihr andächtig denkendes Herz.

Freudig schauten sie empor zu den Strahlen der Liebe, die von dem einen Lichte ausgehend, sich ergossen gegen Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht, in die guten und bösen Herzen der Menschenkinder, — überall und alle gleich bestrahlend, gleich erfreuend, gleich erquickend, wenn sie Eingang fanden.

Weithin: den hohen Bergen, dem tiefen Thal war dies Bild, dies Gottesauge sichtbar!

Wie viele mochten es wohl gesehen haben in des Tages Arbeit oder Muße?

Es stand lange da oben — wie ein Zeichen —; doch dann war die Zeit vorüber und das schöne Bild vergangen!

Ein Gleichnis — ein Gottesauge! A P

Die Theologie Albrecht Ritschls

Uebersicht: 1. Zur allgemeinen Würdigung; 2. Kurzer Abriß der Ritschlschen Glaubenslehre

1. Zur allgemeinen Würdigung

Wer von dem frischen Grabeshügel eines großen und edlen Mannes heimkehrt, dem ist das Herz erfüllt von Dankbarkeit und Wehmut. Von herzlicher Dankbarkeit für alles, was seine Seele von dem Heimgegangenen empfangen hat; von tiefer Wehmut darüber, daß ein lebenswarmer Quell des Segens nun hienieden für immer versiegt ist. Wenn wir aber noch etwas andres von der Stätte des Todes mit hinwegnehmen, wenn wir heimwärts tragen ein Gefühl stillen Friedens, heiliger Verklärung, so ists ein andrer noch, der aus dem vollendeten Leben des Entschlafenen zu uns redet, — derselbe, der auf dem Todeswege zu seinen Jüngern sprach: „Den Frieden lasse ich euch; meinen Frieden gebe ich euch!“

Mit solcher Stimmung des Dankes, der Wehmut, des Friedens sind wir jüngst von dem Totenbette eines Mannes geschieden, welcher für die Kirche und Theologie unsers Jahrhunderts eine Bedeutung hat wie wenige andre: am 23. März haben wir den großen Göttinger Theologen Albrecht Ritschl zur letzten Ruhe bestattet. Von der Hand des Todes berührt und verwandelt lag er auf dem Sterbebette da, der noch vor kurzem so lebensfrische, arbeitsfrohe, geistesgewaltige Mann. Die kräftige, gedrungene Gestalt war in der Leidenszeit verfallen und zusammengesunken. Der Mund, der so beredt zu lehren, so gewandt zu scherzen, so scharf zu streiten, so klar zu urteilen wußte, war still und stumm geworden. Aber im Tode traten die bedeutenden Züge, die mächtige, gedankenklare Stirn noch mehr hervor als im Leben, und leiser Friede lag auf dem Angesichte des entschlafenen Kämpfers.

Der Heimgegangne war ein Gelehrter ersten Ranges, eine hochbedeutende wissenschaftliche Arbeitskraft, ein begeisternder Lehrer, eine kräftige, gesunde, eigenartig fesselnde Natur. Aber er war mehr als das: trotz einzelnen ihm anhaftenden Mängeln und Schwächen war er ein ganzer Mann, ein fester, lauterer Charakter. Seine unbestechliche Wahrheitsliebe konnte eifernd zuweilen Freund und Gegner mit schroffem, herbem Worte treffen; aber solches Eifern entsprang meist der Besorgnis um eine große, heilige Sache. Und nicht bloß sein Zorn, sondern auch seine Liebe und Teilnahme war unverfälscht, seine Güte und Treue reich und lauter. Seine entschiedne, willenskräftige, sachlich klare Art, die sich fernhielt von dem verführerischen Halbdunkel der Mystik wie von der frommen Salbung äußerlich kirchlichen Wesens, wurde manchen ein Aergernis; viele andre hat sie für ihn eingenommen und zu Kraft und Freudigkeit erzogen. Sie wußten oder fühlten instinktiv, daß die rauhe Schale einen goldnen Kern barg, daß die Zartheit und Weichheit wie die Tiefe des Gemüts nur sorgsam behütet, aber nicht abgestumpft und verloren war. Ohne alles Gepränge, schlicht, einfach und gerade, wollte Ritschl immer näher dem Ziele kommen, das er als den Inbegriff der evangelischen Vollkommenheit erkannt und mit Energie in den Vordergrund gestellt hatte.

War dieser Mann wirklich, wofür ihn viele ausgeben, ein gefährlicher Ketzer? Ein Verwüster der Theologie? Ein Zerstörer der Kirche? Ein Feind Jesu Christi? Oder war er ein treuer

Sohn unsrer Reformation? Ein Kämpfer für rechtes, freies, evangelisches Christentum? Ein rechter Jünger seines Herrn, der in Demut und Geduld arbeitete am Werke Gottes? Ein Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, der unsrer Zeit neue Tiefen des Wortes Gottes erschlossen und alte Reichtümer und Lebensquellen wieder entdeckt und neu eröffnet hat?

Der Hinweis auf seine hohe wissenschaftliche Begabung, seine außerordentliche systematische Kunst, seinen genialen geschichtlichen Blick genügt nicht, diese Frage von vornherein zu seinen Gunsten zu entscheiden. Sein schwerer Stil, der nirgends an die erbauliche, kirchliche Sprache erinnert und manchem zu Mißbehagen und Mißtrauen, zu Mißverständnissen und Vorurteilen Anlaß geworden ist, darf ebensowenig gegen ihn geltend gemacht werden: er erklärt sich wohl zum Teil daraus, daß Ritschl nie in einer regelmäßigen Predigtthätigkeit gestanden hat. Seine theologische Entwicklung, die von der sogenannten Tübinger Schule ausging, ihn aber bald von dieser, wie überhaupt von allen bestehenden theologischen Richtungen und kirchlichen Parteien schied, zu völliger Selbständigkeit führte und noch im letzten Jahrzehnt seines Lebens zum Begründer einer besondern, lebenskräftigen theologischen Schule machte, ist vielen unverständlich geblieben. Und seine Werke sind von den verschiedensten Seiten mit wundersam widersprechendem Urteil aufgenommen worden. Was die einen seiner Gegner lobten und als echt evangelisch und reformatorisch anerkannten, haben andre aufs schärfste verurteilt. Alle kirchlichen Parteien haben ihm irgendwie lebhaft das Widerspiel gehalten, keine konnte ihn den Ihren nennen. Er suchte nicht ihre Gunst und Hilfe, er fürchtete nicht ihren Haß. Ihre Angriffe haben ihn nur in seiner Ueberzeugung bestärkt, zu doppelt rastloser, eigner Arbeit angetrieben und nur selten zu besondrer Verteidigung und öffentlicher Abwehr veranlaßt. Die Art, wie man ihn oft bekämpft hat, muß unbedingt ein gutes Vorurteil für seine Sache erwecken; aber an sich kann jene allseitige Gegnerschaft ebensowohl gegen ihn wie für ihn sprechen. Doch so viel dürfte schon jetzt feststehn, daß auch seine Gegner mehr von ihm gelernt und angenommen haben, als sie zugestehn mögen; und manche seiner theologischen Gesichtspunkte und Ergebnisse sind bereits anerkanntes Gemeingut der evangelischen Theologie geworden. Der Glaube an die Wahrheit, Gerechtigkeit und Christlichkeit seiner Sache hat ihn stets getragen und wird auch seine Schüler fernerhin tragen, in der theologischen Wissenschaft wie in der kirchlichen Praxis. Aber auch diese freudige Selbstgewißheit kann andre ebensowohl zweifelhaft machen wie anziehn und überzeugen. Unser Herr spricht: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Darum wird auch für das weite Gebiet der Oeffentlichkeit und der Geschichte die Zeit eines sichern und gerechten Urteils über Ritschl erst kommen, wenn seine Wirksamkeit und Aussaat im kirchlichen Leben reife, allen erkennbare Frucht gebracht hat. Aber deshalb wird es auch gerecht und klug sein, ein allgemeines und abschließendes Urteil nicht abzugeben, bevor man nicht die Saat und die Ernte wirklich kennt, und nicht mit schnellgefaßtem Urteil und willkürlichem Machtspruch die Fruchtentfaltung zu hindern und zu stören.

Es ist uns nicht danach zu Mute, angesichts der kaum geschlossenen Gruft den Streit um den Heimgegangnen zu entfachen oder seine Gegner zu richten. Nein, wenn er geirrt und gefehlt hat, wenn er zuweilen im Streit allzu scharf gewesen ist und seinen Gegnern Unrecht gethan hat, so wollen wir seine Fehler nicht zum notwendigen Merkmal seines Werkes machen, sondern in seinem Sinne aufs neue Versöhnlichkeit, Friedfertigkeit und Milde geloben. Aber wenn einzelne seiner Widersacher sich nicht gescheut haben, seine Todeskrankheit und seinen Tod mit hämischen Worten oder stiller Freude zu begrüßen, so soll es niemand unchristlich schelten und es uns wehren, daß wir aus vollem, dankbarem Herzen bekennen, was der Entschlafne für unser persönliches Christenleben uns geworden und gewesen ist. Und wenn es nicht möglich ist, seine ganze Bedeutung auch nur annähernd in diesen Zeilen darzulegen, so dürfen wir wenigstens einige Hauptpunkte aus seiner Theologie hervorheben, die sich als wichtig, beachtenswert und fruchtbar uns erprobt haben.

Was ich persönlich als Christ und Theologe dem Segen eines frommen Elternhauses, den Lehrern und Seelsorgern meiner Jugend, der Universität, dem Freundeskreise, dem inhaltsreichen Aufenthalt auf dem Lokkumer Predigerseminar und andern Fügungen Gottes verdanke, will ich nicht vergessen und unterschätzen. Aber — einen einzigen meiner akademischen Lehrer ausgenommen — hat kein Mann auf meine theologische Anschauung und sittlich-religiöse Ueberzeugung einen so nachhaltigen und tiefen Einfluß ausgeübt wie Ritschl. Die inhaltsreichen Stunden, da ich in traulichem Gespräche über große und kleine Dinge mich von ihm belehren lassen durfte; die Spaziergänge, bei denen er mir einen Einblick in die Werkstatt seiner Gedanken vergönnte; die Vorlesungen, in denen wir mit gespanntester Aufmerksamkeit an seinen Lippen hingen; die fröhliche, edle Geselligkeit seines Hauses; seine Bücher und seine Briefe, — alles das ist für meine geistige Entwicklung bedeutsam geworden. Und ich weiß, daß viele andre ihm gleiche Dankbarkeit bewahren. Er hat unser theologisches Verständnis mächtig gefördert. Er hat uns für die heilige Schrift, ihren geschichtlichen Sinn, ihren religiösen Gehalt, ihre praktische Anwendung Auge und Herz geöffnet. Er hat uns den Entwicklungsgang der christlichen Lehre und Geschichte in großen Zügen lebendig und verständlich vor die Seele gestellt. Er hat uns die Reformation lieb gemacht und ihr Wesen und ihre Ziele uns verdeutlicht. In die herrlichen Bekenntnisschriften unsrer Kirche, die uns vorher meist nur als kirchenrechtliche und kirchenpolitische Grenzpfähle bekannt waren, insonderheit in den kleinen Lutherschen Katechismus hat er uns eingeführt wie kein andrer. Aber auch zu Calvin und seinen gedankenreichen Werken hat er uns den Zugang erschlossen. Er hat den Unterschied zwischen Theologie und Religion uns fest eingeprägt und durch das Problem von Glauben und Wissen uns hindurchgeführt. Von alten, unfruchtbaren Kontroversen und Fragestellungen hat er uns befreit und neue, wichtigere Fragen und Aufgaben uns ins Herz und Gewissen gerückt, eine Saat fruchtbarer Keime auch für die kirchliche Praxis. Er hat uns arbeiten gelehrt und geduldig sein. Er hat uns über das Parteiwesen hinausgehoben und zu der Weitherzigkeit angeleitet, die auch mit Gegnern gemeinsame, gute Ziele anstreben möchte. Er hat uns für die Gegenwart und ihre Kämpfe mit Zuversicht, Kraft und Freude erfüllt. Er hat uns klar erkennen lassen, was es um rechte Buße und rechten Glauben ist, um das Reich Gottes, die Gottesgerechtigkeit, die Sündenvergebung und das ewige Leben. Er hat uns zu dem einen Evangelium hingeführt, zu Christo, unserm lebendigen, erhöhten Gott und Herrn.

Die Theologie Ritschls trägt in vieler Hinsicht das Gepräge seiner Persönlichkeit. Seiner theologischen Anschauung stellte sich alles außerordentlich plastisch dar: er gebraucht nicht bloß die üblichen Bilder des Punktes, der Linie, der Parallele, des Kreises, sondern er redet auch gern von den Brennpunkten der Ellipse, von Projektionen, vom Querschnitt einer geschichtlichen Entwicklung, von der Höhenlage oder der Umbiegung eines Gedankens, von der Verkürzung oder Abstufung einer Gedankenreihe. Weil er auch mit scharfem Blicke für die rechtlichen Verhältnisse begabt war, hat er den Unterschied zwischen rechtlicher und sittlich-religiöser Handlungsweise, zwischen juristischem und theologischem Verfahren scharf herausgestellt. Weil er mit der Geschichte und ihren Quellen wie wenige vertraut war, hat er das Zeitgeschichtliche und Vorübergehende in den Erscheinungen leicht erkannt und von dem Ursprünglichen und Ewigen das Fremdartige und später Hinzugefügte scharf geschieden, auch da, wo das Letztere von der frommen Ueberlieferung als normativ hingestellt ward. Und weil ihm die heilige Schrift im höchsten Sinne ein Buch des Lebens und der Geschichte war, hat er sie nicht wie ein dogmatisches Lehrbuch oder wie eine kirchenrechtliche Gesetzessammlung benutzen mögen, aber auch nicht pietätlos wie eine zufällige oder tendenziöse Zusammenstellung zweifelhafter, unter sich uneiniger litterarischer Geistesprodukte.

Die Form seiner theologischen Darstellung hat Ritschl sich selbst geschaffen. Am meisten Aehnlichkeit hat seine Sprache wohl mit der des Philosophen Kant. In seinen Werken vermißt man oft die gebräuchlichsten kirchlichen Formeln und Aus-

drücke. Trotzdem ist das weitverbreitete Mißtrauen, er wolle auf diese Weise die wesentlichen Heilswahrheiten umgehn und leugnen, völlig unberechtigt. Vielmehr erklärt sich jene eigenartige, oft spröde und umständliche Darstellungsweise hauptsächlich aus dem gewiß löblichen Bestreben, in Wissenschaft und Unterricht abgeschliffne, vieldeutige, mißverständliche, unklare Ausdrücke und Begriffe zu vermeiden. Man wird in Ritschls Werken vergebens nach einer Phrase, nach einer frommen Redensart suchen. Er war ein Feind aller Unwahrhaftigkeit, aller Uebertreibungen und falschen Verallgemeinerungen, aller bloß formellen Gewandtheit, wenn sie mit Gedankenlosigkeit oder Charakterlosigkeit zusammenhing. Schärfe war ihm lieber als Unklarheit und Verschwommenheit. Ueber vollklingende, aber inhaltsleere und unfaßbare Begriffe ergoß er die Lauge seines Spottes, wenn man z. B. — von der Philosophie abhängiger als von der Bibel — Gott vor allem als „das Absolute" zu bezeichnen, zu beschreiben und zu verehren suchte. Abstrakten, umständlichen Beweisführungen, himmelanstrebenden Spekulationen, gefühlsseligen Schwärmereien war er völlig abgeneigt: er schätzte ihren Ertrag für freudigen Christenglauben und rechtes christliches Leben sehr gering und war vielmehr von ihrer Gefährlichkeit überzeugt. Und je mehr er in der Theologie auch der frühern Jahrhunderte bewandert war, um so mehr stand er ihr innerlich frei gegenüber. Er machte nicht den Anspruch, Antwort zu geben auf Fragen, die die Kirchenväter und Scholastiker, die Theologen und Philosophen vergangner Zeitalter unter ihren zeitgeschichtlichen Verhältnissen aufgeworfen, behandelt und in den Vordergrund gestellt haben: es war sein Bestreben, aus der heiligen Schrift allein das Evangelium zu erkennen und für die Praxis und die Aufgaben und Bedürfnisse der G e g e n w a r t es wissenschaftlich darzustellen. Nicht eine „Gnosis", eine christliche Philosophie, wollte er liefern, sondern eine genaue, wissenschaftliche Darstellung des für alle bestimmten christlichen Evangeliums. Er hielt sich allein an das Thatsächliche, Geschichtliche, Sichere, Offenbare, ja mit Vorliebe an das Einfache, Alltägliche und suchte den Begriffen auf den Grund zu gehen und die Thatsachen und die Geschichte in ihrem Wesen und ihrem Werte zu verstehen. So hielt er es auch nicht für die Aufgabe der christlichen Theologie, über die uns hienieden doch verschlossnen, himmlischen Geheimnisse zu grübeln, sondern die geschichtliche Offenbarung deutlich und verständlich zu machen, — nicht zu lehren mit hohen Worten von Dingen, denen gegenüber all unser Denken und Reden doch nur Ahnung und Stammeln ist, sondern zu zeigen, wie die ganze F ü l l e d e r G o t t h e i t s i c h s e l b s t u n s m i t g e t e i l t h a t i n d e r u n s e r k e n n b a r e n u n d v e r t r a u t e n g e s c h i c h t l i c h e n P e r s o n J e s u v o n N a z a r e t h. Er hat mir vor Jahren einmal gesagt — es hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht —, daß er die Stelle Ev. Matth. 11, 25—30 immer mehr als den Schlüssel des Evangeliums und die Grundlage aller rechten Theologie verstehen lerne; und ich glaube, dies Wort ist in der That für die Richtung seiner theologischen Arbeit nicht bloß ehrenvoll, sondern auch charakteristisch.*)

W B

Das Pan-Presbyterian-Council**)

Das Pan-Presbyterian-Council, eine Versammlung von Abgeordneten reformirter Kirchengemeinschaften, hat vom 3. bis 12. Juli 1888 in Exeter-Hall zu London getagt. Aus England, Schottland und Irland, Oesterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn, Holland, Belgien, Frankreich, der Schweiz, Italien, Spanien, Griechenland, aus Indien, China, Japan, Persien, von der Insel Ceylon, aus Süd-Afrika, Kanada, den amerikanischen Freistaaten, aus Australien und den australischen Inseln

*) Vgl. Worte der Erinnerung an Albrecht Ritschl, gesprochen an seinem Sarge 23. März 1889. (Bonn, Adolf Marcus; 14 S.) Es sind drei schlichte, kurze Zeugnisse, mit denen Konsistorialrat Professor D. Schultz-Göttingen, Prediger Scholz-Berlin und Professor D. Gottschick-Gießen den Verstorbenen geehrt haben: Freund und Gegner sollten daran nicht vorübergehn. D H

**) Wegen Raummangels verspätet.

hatten sich reformirte Christen zusammengefunden — wie man berechnete, Vertreter von zwanzig Millionen Reformirter. Von 10 Uhr morgens bis nach 9 Uhr abends war die große Halle gefüllt, abends von 7 Uhr ab meist mit 5000 Personen, welche „andächtig lauschten, inbrünstig beteten und fröhlich sangen." Ein uns zugestellter Originalbericht preist gleich sehr:

die einführende und die abschließende Gardens-Party beim Herzog von Argyll, dem Schwiegerbruder der Königin, und beim Earl of Aberdeen, dem auf seinem Landsitz London so lieblich zu Füßen liegt, die angenehm lehrreichen wie hocherbaulichen Abendstunden im Bibelpalast, die erhebenden Stunden in der Jerusalem-Chamber und in der einzigartigen, unvergleichlich schönen Westminster Abtei, die Stunden im British Museum, in den Kew-Gardens, in Hampton Court und Cambridge, die ernste Wanderung durch die Bunhillfields, jene reiche Saat gesät von Gott am Tage der Garben zu reifen, und das gemeinsame heilige Abendmahl der Abgeordneten aus den fünf Weltteilen in der St. Columba Kirche, dazu jene fürstliche, ja fast unglaubliche Gastfreundschaft.

Mit sichrer Hand in zarter Form wußte D. Dykes, der jugendliche Direktor des Reformirten-Kollegiums zu London, der in ansprechendster Weise die Eröffnungspredigt gehalten, die großen Versammlungen zu leiten. Die erste Begrüßung der Gäste lag ebenso wie zu Edinburgh, Philadelphia und Belfast Lord Balfour of Burleigh ob. Der Generalsekretär für die europäische Abteilung und die eigentliche Seele aller vier bisherigen Konzilien war Professor D. W. G. Blaikie aus Edinburgh; ebenso seit 15 Jahren Blaikies rechte Hand und Generalsekretär für die amerikanische Abteilung Professor D. Mathews aus Quebeck in Kanada. In seinem Lande, zu Toronto (Ontario, Kanada) nördlich vom Niagarafall, soll nach vier Jahren das fünfte Presbyterianer-Konzil stattfinden. Er aber hat sein Amt daran gegeben, um auf Wunsch des Konzils als künftiger europäischer Generalsekretär nach England überzusiedeln. Die Vor- und Nachmittagspräsidenten wurden aus den verschiednen vertretnen Ländern bestellt.

In deutscher, französischer, polnischer, syrischer, persischer, japanischer und chinesischer Sprache lagen Aufnahmegesuche presbyterianischer Kirchen vor, auch aus Süd-China eine Landofferte im Werte von über 100000 Dollars, welche aber wegen darangeknüpfter Bedingungen abgewiesen wurde. Von den Kosten der Versammlung wollte Amerika durchaus drei Fünftel, Australien ein Fünftel tragen: dieser edle Wettstreit glich sich dahin aus, daß Amerika die eine Hälfte übernahm; die übrigen vier Weltteile, England an der Spitze, die andre Hälfte. Denn so ungefähr verteilen sich auch die fünf Millionen Kommunikanten (von denen, wie man ausgerechnet, jeder etwa 21 Mark für Angelegenheiten des Reiches Gottes geopfert hat, zusammen etwa 6 Millionen Pfund Sterling), die Zahlen der Aeltesten und der Sonntagsschulkinder. Seit 1885 haben sich, wie D. Mathews berichten konnte, sämtliche Presbyterianerkirchen Australiens zu gemeinsamem Liebesbunde vereinigt. 500 ordinirte Presbyterianer-Missionare haben ungefähr 60000 Kommunikanten aus dem Heidentum gewonnen. Die Zahl der Missionsblätter, Missionsschulen, Frauen-Missionsanstalten, aber auch der Missionseifer von Studenten und jungen Kaufleuten hat erheblich zugenommen. Die persisch-syrische Nestorianerkirche und eine weitumfassende Eingebornenkirche in Japan hat sich dem Presbyterianersystem angeschlossen; presbyterianische Zeitungen erscheinen in chinesischer, hindustanischer und Zulusprache.

Nicht wie auf den Konzilien der alten Kirche handelte es sich zu London um Feststellung des Dogmas — denn hier stand man gemeinsam zur reformirten Lehre —, nicht wie bei den großen Kirchenversammlungen der mittleren Zeiten sollte hier die Kirchenverfassung festgestellt werden — hier war man wesentlich einig in presbyterial-synodaler Verfassung —: es galt vielmehr das kirchliche und christlich-sittliche Leben.

Von Wichtigkeit waren durch die ökumenische Uebereinstimmung besonders die Vorträge über die beste H a n d h a b u n g d e s p r e s b y t e r i a n i s c h e n S y s t e m s. Presbyter und Diakonen sind — mit Vorsicht — zu wählen aus den ehrlichsten und treuesten Kirchenbesuchern. Freilich nicht jeder ist zum Verwaltungsamte geeignet, und die Gaben sind verschieden. Der eine ist geschickt, die religiöse Musik, ein andrer, die Kindererziehung oder die Sonntagsschule zu überwachen. Instruktionsstunden, in denen der Eifer der Presbyter, denen man Mut

machen und von denen man im Anfang nicht zu viel verlangen muß, angefeuert wird, sind zu empfehlen; bloß mechanische Routine ist zu vermeiden. Besonders taugen die Presbyter zu Sonntagsschullehrern. Wie wichtig, wenn ein Presbyter seinem Pastor die Leitung der Missionsstunden auch nur eine Woche abnimmt. Und nun können die Presbyter in Jünglings- und Frauenvereinen, Krankenanstalten und andern Humanitätswerken ihre Wirksamkeit immer umfassender gestalten. Die alte Presbyterianersitte, alle Gemeindeglieder jedes Vierteljahr durch die Prediger mit je einem oder zwei Presbytern besuchen zu lassen, hat, wo sie nicht zur bloßen Form herabgesunken, Rat, Trost, Hilfe und Heil in manche Häuser gebracht. Nur müssen sie nicht gerade als Geldbringer bekannt sein. Dies presbyterianische System, gipfelnd in der Generalsynode, ist recht eigentlich die Kirchenverfassung der Zukunft. Im Kampfe aber mit den Lastern soll man auch die Unterstützung von Brüdern aus andern christlichen Gemeinschaften nicht verschmähen. Mit Anstellung von Reisepredigern zur Aushilfe ärmerer Gemeinden sollte man ebenfalls Ernst machen.

Der bekannte Pariser Pastor Theodor Monod hielt eine bedeutende Rede über das erhörliche Gebet — eigentlich über „Prayerfulnes." Ananias wird zu Saul von Tarsen geschickt: „Denn siehe, er betet!" Beim Propheten Hesekiel 36, 37 spricht Gott: „Dazu will ich gefragt sein von dem Hause Israel, um ihm also zu thun." Das Gebet hat seine Stelle in Gottes Weltregierung. Glaubet — sagt der Urtext —, daß ihr es empfangen habt und ihr werdet es schon haben; das Gebet ist schon erhört.

Das Konzil hat es auch für eine Pflicht der Kirche erkannt, der modernen Sehnsucht nach einer geistigern Auffassung der Lehre, die Glauben und Leben des Zeitalters haben könne, Rechnung zu tragen (a more intellectual kind bearing on faith and life). Nimmer vermag der Unglaube, was der Glaube; die Welt bricht in Stücke, aber der Glaube steht. Zu diesem Thema sprachen die Pariser Berühmtheiten Edmond de Pressensé, der schon genannte Monod u. a. Das Christentum ist ihnen ein Geschenk von Gott, nicht ein Naturprodukt aus allen vorangegangnen Religionen; nicht sowohl Idee oder Lehre, als vielmehr Thatsache; nicht Einrichtung, Anstalt oder Sitte, sondern Person, die zentrale Person, Jesus, der der Christ ist.

Von Ost-Australien, Irland, New-York her wurde besonders betont, daß eine Hauptaufgabe der Allianz sei, den zerstreuten presbyterianischen Kirchen wider Rom beizustehen und das arme katholische Volk selbst von Roms Gewaltherrschaft zu befreien und zu evangelisiren. Die Mehrzahl der Katholiken freue sich durchaus nicht der über sie verhängten Geistesknechtschaft. Was sie an Rom binde, sei der letzte Rest evangelischen Wesens in der katholischen Kirche, die Gleichgiltigkeit Roms Umtrieben gegenüber aber eins der traurigsten Zeichen der Zeit. Aus dem britischen Staatsschatze erhalte die römische Kirche jetzt schon eine Jahresrente von einer Million Pfund; in Amerika machen zwei mächtige politische Parteien Rom den Hof; die Gewissensschwäche Europas Rom gegenüber wirke unheilvoll auf Amerika wie Australien. Wir müssen unsre jungen Leute wieder lehren, warum wir Protestanten sind. Es ist albern, feste religiöse Ueberzeugungen für ungebildet, illiberal zu halten. Das Antichristliche Roms liege gerade darin, daß es eine Fülle evangelischer Wahrheiten festhält neben einer andern Fülle von Menschensatzungen, welche jenen Wahrheiten schnurstracks widersprechen.

Es würde zu weit führen, hier auch nur noch so auszugsweise die Verhandlungen über die Sonntagsschule, die Schule für Bibelkunde, Verbreitung der Bibel, Befähigung der Sonntagsschulkinder im Aufschlagen von Bibelsprüchen u. s. w. wiederzugeben, so interessant das alles ist; wir wollen hier nur noch der Vertretung Deutschlands auf dem großen Presbyterianer-Konzil unsern Blick zuwenden. Unser Originalbericht sagt darüber:

Am schwächsten von allen Ländern der fünf Weltteile war Deutschland vertreten. In einer statutenmäßig geordneten Vertretung erfreute sich das reformirte Deutschland mit seinen 1263326 reformirten Mitgliedern überhaupt nicht. Denn zwar waren diesmal 10 deutsche Reformirte erschienen, während auf dem vorigen Konzil in Belfast nur einer, Pastor D. Brandes aus Göttingen, der Vorsitzende des reformirten Bundes, zugegen gewesen war. Aber nach den Statuten nimmt das Konzil keine individual Churches, d. h. alleinstehende Gemeinden auf, sondern nur synodale Gliederungen von etwa 50 reformirten Gemeinden.

So begnügte man sich, die zehn anwesenden Deutschen zu korrespondirenden Mitgliedern zu ernennen, und sprach den Wunsch nach irgend einer Zusammenfassung aus. Vier von den Deutschen kamen zu Wort: D. Brandes aus Göttingen, Lic. Tollin aus Magdeburg, Graf Knyphausen, Moderator der ostfriesischen Synode, und Pastor Dr. Brands aus Stapelmoor. Während alle Redner sonst englisch sprachen, hat nur Pressensé französisch und Tollin deutsch gesprochen. Bei Tollin verweilen wir einen Augenblick. Tollin, Prediger an der französisch-reformirten Gemeinde zu Magdeburg, hat sich litterarisch bekannt gemacht durch ungezählte Schriften und Artikel über den unglücklichen, zu Genf verbrannten Servet. Eine dieser Schriften, über von Servet entdeckte Gesetze des Blutumlaufs, hat ihm — irren wir nicht aus der Schweiz — einen medizinischen Doktorhut eingebracht. 1887 hat er auf der zweiten Konferenz des reformirten Bundes zu Detmold einen lehrreichen Vortrag über „die Presbyteriale Kirchenordnung insonderheit in der französisch-reformirten Kirche" gehalten, den das Presbyterium seiner Gemeinde (von 282 Seelen) hat im Druck ausgehen lassen (Magdeburg, Faber; 50 Pf.). Die Knappheit dieses Vortrags — 22 Seiten — macht ihn besonders empfehlenswert. Um so umfangreicher ist die Jubiläumsschrift: Geschichte der französischen Kolonie von Magdeburg. Hier sind mit ungeheurem Fleiß ausgedehnte Studien über die Gesamtgeschichte der Hugenotten aus den Quellen niedergelegt.*) Ihr gelehrter Verfasser brachte zu dem Presbyterianer-Konzil nach London die Grüße von 12 französisch-reformirten hugenottischen Gemeinden: Magdeburg, Breslau, Stettin, Frankfurt a. M., Prenzlau, Strasburg in der Uckermark, Burg bei Magdeburg, Minden in Westfalen, Gumbinnen, Erlangen, Stuttgart-Cannstadt und Hamburg. Aus seiner durchaus würdigen und trefflichen Rede heben wir Folgendes heraus:

Hugenottentum ist der Inbegriff des evangelischen Märtyrertums, der heiligsten Opferfreudigkeit, der strengen Kirchenzucht, der wunderbaren Gebetserhörungen, der reichsten und zartesten Barmherzigkeit. Als eines Tages der große Kurfürst seine Gemahlin dabei überraschte, wie sie einem ihm fremden Manne sämtliche Kronjuwelen zum Ausbessern gab, fragte er sie nach des Mannes Namen, Wohnung und Geldverhältnissen. „Ich weiß nichts davon", antwortete die Kurfürstin, „aber es ist ein Hugenott." Ein Hugenott, das genügt, der kann ja nicht unehrlich sein.

Die hugenottische Kirche hat zwei ebenbürtige Söhne, die mit einander wetteifern, wer von ihnen am meisten Jesum liebt: es ist le désert und le refuge. Le refuge achtet le désert höher, weil le désert täglich sein Herzblut für den Heiland hingegeben hat. Le désert achtet le refuge höher, weil le refuge das für Christum geopfert hat, was hundertmal mehr wert ist, als das Herzblut, das Vaterland. Die Kirchen des refuge, welche ich vertrete, sind deutsche; 9 von den 12 sind preußische. Wir Hugenotten vom deutschpreußischen refuge gestehen niemandem zu, daß er Deutschland lieber hat, wie wir . . . daß er die Hohenzollern aufrichtiger liebt . . . als wir . . . Sind doch die Hohenzollern nicht bloß unsre Wohlthäter, . . . die Stifter unsrer Gemeinden . . . Nein wir ehren in dem erlauchten Fürstengeschlechte der Hohenzollern ebenso sehr die seit Johann Sigismund reformirten Fürsten, die Nachkommen des edelsten aller Franzosen, des Admirals Coligny, und der schönsten aller Französinnen, der Eléonore d'Olbreuze. Vor allen Dingen aber freuen wir uns und preisen Gott, daß ein Held aus diesem Geschlechte, Kaiser Wilhelm I., mit der Presbyterial-Synodal-Kirchenverfassung im Jahre 1873 die ganze preußische Landeskirche gesegnet hat und so das unermeßlich reiche Erbteil der Hugenotten zum Gemeinbesitz aller Evangelischen des preußischen Landes gemacht hat.

Wir besitzen doch eine internationale Ader. Als Ludwig XIV. durch den Widerruf des Edikts von Nantes Frankreich katholisch, dem Hugenottentum aber den Garaus machen wollte, hat er gerade das Gegenteil von dem, was er beabsichtigte, erreicht: er hat die Welt hugenottisch gemacht. Die 32 hugenottischen Gemeinden von London, der andern in England zu geschweigen, die 20000 réfugiés in Holland, die 200000 in der Schweiz, die Hugenotten in Rußland, Schweden, Dänemark, Kapland, Amerika, sie bilden mit den hugenottischen Gemeinden in Deutschland-Preußen ein und dieselbe Kirche, die internationale Kirche des refuge. Unser aller Grundlage für den Glauben ist die Confession de Foi de la Rochelle, unser aller Regel für das kirchliche Leben ist die Discipline des églises réformées de France . . .

Jede der 12 Gemeinden . . . hat ihre große Geschichte. Die französische Gemeinde, der ich diene, hat nach vielen Richtungen hin das

*) Vgl. unter „Verschiedenes."

Wohl derjenigen Stadt fördern helfen, welche vielleicht von allen Städten der Welt am meisten um des Protestantismus willen gelitten hat, Magdeburg. Die französisch-wallonische Gemeinde von Frankfurt a. M. hat, trotz ihrer eignen Armut, 125 798 durchziehende Glaubensflüchtlinge beherbergt, verpflegt, unterstützt ... Die französische Gemeinde in Stuttgart bildete lange Zeit den Mittelpunkt für 12 hochindustrielle Waldensergemeinden. Die französische Gemeinde in Breslau ist die einzige französische Gründung Friedrichs II., des größten Kolonisators von Deutschland. Die französische Gemeinde in Erlangen hat einen edlen und siegreichen Kampf gekämpft für die hugenottische Selbständigkeit, Unabhängigkeit und synodale Gliederung. Die lange Zeit bedrängte, verfolgte, von den Preußenkönigen geschützte französische Gemeinde in Hamburg, die noch heute französisch betet, predigt und kommunizirt, ist ein glimmender Docht, den Gott nicht auslöschen will ... Dennoch sterben diese Gemeinden aus. Die Franzosen sind deutsch geworden. Die Reformirten werden lutherisch durch die Anziehungskraft der großen herrlichen lutherischen Umgebung ... Morituri te salutant: so begrüßen auch wir das Londoner Pan-Presbyterian-Council ...

Man wird sagen können, mit der Uebernahme des presbyterial-synodalen Prinzips in die Landeskirchen Deutschlands haben diese Samenkörner einen wesentlichen Teil ihres geschichtlichen Berufs erfüllt; den andern vielleicht seit Gründung des Gustav-Adolf-Vereins und des Evangelischen Bundes. H

Robert Elsmere

Roman von Mrs. Humphrey Ward

5. Beurteilung

Dem deutschen Leser, der gewohnt ist, England als das Land der Traditionen, des Festhaltens an langjährigen Bräuchen und Anschauungen anzusehen, fallen zunächst das radikale Vorgehen des Helden und die radikalen Forderungen der Verfasserin auf. Er begreift nicht, wie ein Mann, der so völlig mit aller Ueberlieferung gebrochen hat, dessen Glaubensinhalt so zusammengeschmolzen, ja verkümmert ist, noch so viel religiöse Wärme besitzen soll, um neue Schläuche für den doch recht unausgegornen neuen Most zu suchen, ja den Beruf in sich fühlt, diesen Trank der Welt als Lebenssaft anzubieten. Aber das englische Volk ist einerseits bewußter und ausgesprochner religiös als das deutsche, andrerseits jedoch auch radikaler im Bedürfnis klarer Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit der Ausdrucksformen. Tritt doch selbst die absolute Negation dort religiös auf. Teilt einem jemand dort mit, er sei Atheist, so ist dies sein Bekenntnis positiver, jedenfalls abgerundeter, als das vieler gegen Religion Gleichgiltigen bei uns, die sich noch zu den Christen zählen. Der Atheist bekennt sich damit zu einer bestimmt formulirten Moral, die, losgelöst von dem Glauben an einen Gott, er für etwas besonders Hohes, ja unter Umständen Göttliches hält. Die Positivisten haben hier sogar ihren Gottesdienst, in dem sie mit Predigt und Gesang den Geist der Humanität feiern und sich zur Menschenliebe anfeuern lassen. Da kann es uns auch nicht länger befremden, daß die Verfasserin ihren Helden zum Reformator erhebt.

Unsre Zeit trägt das Gepräge des Realismus. Ueberall dasselbe Verlangen, den Thatbestand im Detail aufzufinden und von allem überlieferten Beiwerke zu säubern. So auf dem Gebiete der Geschichte, Litteratur und Kunst, und in deren Darstellungen. Dasselbe Bestreben auch auf religionsgeschichtlichem Boden.

Wie kommt es nun aber, daß trotzdem Elsmere, der unausgesetzt das Wort Geschichte im Munde führt, der in allem das Walten desselben Gottesgeistes empfindet, für die fortlaufende Entwicklung der Geschichte des Christentums so wenig Auffassung hat?

Unsrer Zeit soll es nach der Verfasserin ausschließlich vorbehalten sein, Wahrheit von Irrtum zu sondern, den Thatbestand aus der Mythe herauszuschälen; alle bisherigen Erscheinungsformen des Christentums in Kirche und Leben sind nach ihr nichts als Verdunklungen! Aber wo bleibt da das historische Verständnis für die Thatsache des Christentums überhaupt? Sollte wirklich in all den wechselnden Formen, in denen es zweitausend Jahre hindurch in die Erscheinung getreten, kein einziges bleibendes Wahrheitsmoment gelegen haben?

Jedermann kennt den Christus von Tizian, dem der Pharisäer den Zinsgroschen reicht. Es ist unwahrscheinlich, daß Christus so ausgesehn hat. Worin liegt es denn aber, daß uns dieser ideale Christus noch immer überzeugt im Vergleich zu den realistischen Versuchen der Gegenwart, die ihn im Kostüme seiner Zeit, mit ausgeprägt morgenländischem Gesichtstypus, auf dem Hintergrunde der auf getreuen Naturstudien beruhenden Landschaft des Morgenlandes darzustellen belieben? Wir verlangen eben von einem Christusbilde noch immer, es soll zum Ausdruck bringen, daß von diesem Menschen die Menschheit umgewandelt worden ist. Dem Tizianschen Christus gegenüber empfinden wir, wie unendlich hoch dieser Mann über seiner Umgebung, über seiner und jeder Zeit steht, nicht nur an Intelligenz, sondern an Hoheit der Gesinnung überlegen, in dem, was wir unter „göttlich" verstehn. Ueberzeugt uns dagegen der heute beliebte schwindsüchtige Christus, der uns aus matten Augen ansieht wie ein schwächlicher, bei der Krankenpflege überwachter Diakon?

Mir will es scheinen, als sei, wer nur historische Kenntnisse besitzt, damit doch noch nicht im Besitze der ganzen, vollen Wahrheit. Unsre christlichen Voreltern waren so überzeugt von der Thatsächlichkeit aller Wunderberichte Alten und Neuen Testaments, wie heute nur ein exakter Naturforscher von dem Gegenteile überzeugt sein kann. Dennoch lag nicht hierin die Kraft ihres religiösen, ihr Leben umgestaltenden Glaubens.

Es ist gewiß von größter Wichtigkeit und Bedeutung für die ganze Zukunft religiöser Entwicklung, daß es der Wissenschaft mehr und mehr gelingt, in der biblischen Ueberlieferung Früheres von Späterem, Echtes von Unechtem, griechische und jüdische Einflüsse zu sichten und zu sondern. Aber wenn es auch gelänge, den Thatbestand der evangelischen Geschichte bis ins einzelnste wissenschaftlich genau festzustellen, die dogmatischen Eisblöcke aufzutauen, die Hauptsache ist und bleibt: wir müssen an uns selbst es erfahren, daß wer da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, satt wird, daß wer sein Leben verliert, es findet, und wer reines Herzens ist, Gott schaut. Sonst haben alle jene Errungenschaften keine tiefere Bedeutung und keinen größern Wert für uns, als der viel geschmähte Glaube des Orthodoxen an die bloße Thatsache der leiblichen Auferstehung und Himmelfahrt Christi, wenn er sich dadurch nicht bewegen läßt, mit Christus aufzuerstehen aus dem Sündenschlafe alten selbstsüchtigen Wesens und Wandels.

Und hierin scheint mir die Schwäche der Elsmereschen Reformationsidee zu liegen. Elsmere ist Enthusiast. Aus Enthusiasmus, wie er jedes andre Interesse ergreift, wird er Geistlicher; aus Enthusiasmus fließen alle die edlen Impulse seiner kirchlichen Thätigkeit. Aus Enthusiasmus unternimmt er die wissenschaftliche Arbeit und aus Enthusiasmus für die Errungenschaften baut er sich seine neue religiöse Ueberzeugung aus Greys Philosophie und historischer Kritik auf. Aus Enthusiasmus endlich reibt er sich in der ihn verzehrenden Liebesarbeit frühzeitig auf. Das ist alles anschaulich und lebensvoll geschildert; aber überzeugt es uns? Ist je ein Mensch christlicher Reformator geworden aus Enthusiasmus für neue Ideen, die sich ihm nicht aus Zweifeln an der sittlichen Berechtigung der herrschenden religiösen Anschauungen aufgedrängt haben, sondern nur aus Verstandeserwägungen hervorgegangen sind? Ein solcher hat wohl Umwälzungen auf dem Gebiete wissenschaftlichen Denkens zuwege gebracht und von da aus eine allmähliche Aufklärung der Geister bewirkt. Um aber zum Reformator berufen zu sein, müssen andre Gewalten in der Seele ringen und wirksam werden. Es ist da vor allem das sittliche Bewußtsein, die Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?", was in der vorhandnen Religionsform keine Befriedigung und Beantwortung findet und nun nach neuen Formen sucht. Denn die Gedanken religiöser Wiedergeburt kommen aus dem Gewissen. So bei Luther, der in der Werkgerechtigkeit seiner Zeit Gott nicht zu finden vermag, den die sittliche Verkommenheit der Kirche und der religiösen Zustände dazu führen, an der Wahrheit ihrer Lehre zu zweifeln, und der von hier, diesem eminent sittlichen Moment aus, seine reformatorische Umgestaltung beginnt. Und um einen Neueren zu nennen, der uns gerade bei Robert Elsmere oft in den Sinn gekommen ist: sein Landsmann Robertson, der

gleichwohl etwas Reformatorisches in seiner Erscheinung hat und das große Rätsel löste, zwei Weltanschauungen in sich zu versöhnen: waren es die Werke der Philosophie und der negativen Theologie der dreißiger Jahre, die seine theologisch orthodoxe Ueberzeugung zunächst erschütterten? War es nicht vielmehr die Erkenntnis von dem „Schein gottseligen Wesens“, das ihn umgab und seine Kraft verleugnete“, was ihn an der Wirklichkeit des Guten überhaupt und damit auch an der religiösen Wahrheit zweifeln ließ? Und war es nicht die in der Menschheit Christi wiedergefundne sittliche Vollkommenheit und Güte, die nun der Ausgangspunkt seines Lehrens wurde?

Von diesem allen gewahren wir bei Elsmere nichts. Ehe ihm die ersten Veranlassungen zum Zweifel von außen nahe gebracht werden, ist er nicht nur von der objektiven Wahrheit der Kirchenlehre durchdrungen, sondern sein Leben, Fühlen und Handeln wird als seliger Ausdruck dieser Ueberzeugung hingestellt. Das Christentum, wie er es in Catherina täglich vor Augen hat, erscheint ihm als durchaus gesund nicht nur, sondern ideal: „Kann ein solches Leben auf Täuschung beruhen?“ ist die erste Frage bei seinen aufkeimenden Zweifeln. Daß dem System, in welchem ihr Glaube wurzelt, ein sittlicher Mangel anhafte, scheint ihm nie zum Bewußtsein zu kommen. Daß die Unduldsamkeit, die innere Unfähigkeit, in andrer Fühlen und Denken einzugehen, und der im Verborgnen glimmende Fanatismus ihres Wesens nicht die Aeußerung ihrer sittlichen Gesinnung, sondern der Ausfluß eines den Erscheinungsformen des Christentums noch vielfach anhaftenden alttestamentlichen Geistes sei, der in die Orthodoxie aller Zeiten mit übergegangen, das kommt ihm nicht in den Sinn. Nicht hier setzen seine Zweifel ein. Die Frage liegt für ihn nur so: Wunder oder keine Wunder. Auf diese Art kann wohl eine religiöse Auffassung an die Stelle einer andern treten. Mehr nicht.

Wir haben uns dem Eindruck nicht entziehen können, daß es der Verfasserin nicht gelungen ist, den Charakter ihres Helden einheitlich durchzuführen. Anfangs schildert sie ihn als nicht besonders religiös veranlagt. Damit stimmt es auch, daß seine religiöse Ansicht, die eben etwas Ueberkommenes, Angenommenes ist, sich als überaus hinfällig erweist und dem ersten Anprall wissenschaftlicher Beweisgründe erliegt, die ihm von einem Manne nahe gebracht werden, der so zu sagen kein Organ besitzt weder für religiöse Bedürfnisse noch religiöse Ueberzeugung. Im zweiten Teile dagegen stellt sie ihn als besonders religiös veranlagt hin und sagt von ihm, „daß die Religion des Herzens, die langjährige Gewohnheit des Empfindens, das fortlaufende Drama, welches die Seele mit den göttlichen Mächten, denen sie sich übergeben, darstellt, in der Zweifelsnacht in ihm fortlebte und alles überdauerte.“

Der erste Roman unsrer Verfasserin (die beiläufig gesagt, der Familie des berühmten Arnold entstammt;): „Miß Bretherton“ soll wenig Anklang gefunden haben. Darnach hat sie ein Buch von Renan: „Amiel“ ins Englische übersetzt und, wie es scheint, sich viel mit Renan beschäftigt. Darnach scheint sie mit der kritischen Theologie Deutschlands bekannt geworden zu sein. Sie entwickelt bei den Auseinandersetzungen des Squires in der That eine nicht gewöhnliche theologische Belesenheit und Kenntnis der einschlägigen Fragen neuester deutscher Forschung.

An „Robert Elsmere“ soll sie beinahe neun Jahre gearbeitet haben. Es scheint fast, als wäre der Zielpunkt des Buches im Verlaufe dieser Zeit ein andrer geworden, als sie anfangs beabsichtigte. Ist der Umschwung vielleicht eingetreten, als ihr während der Arbeit die Ergebnisse der jüngsten deutschen religionsgeschichtlichen Forschungen bekannt wurden? Haben diese ihr die neuen, sie förmlich berauschenden Perspektiven eröffnet, daß sie ihren Helden nunmehr zum Träger der Ideen und Hoffnungen, die sie daran knüpfte, hat werden lassen? Jedenfalls liegt in Elsmeres Ideen etwas Unorganisches, Unverschmolznes, wie uns dünkt, Widerspruchsvolles.

Grey geht als Hegelianer von der Anschauung aus, daß die Welt begriffen sei. In dieser Anschauung hat das Christentum keinen andern Raum, als den der Mythologie. Nun kommt die durch Strauß angeregte religionsgeschichtliche Untersuchung, die mit naturgeschichtlicher Genauigkeit verfährt und entdeckt, daß mit nichten alles Mythe, sondern Christus eine historische Persönlichkeit gewesen und die Echtheit bestimmter neutestamentlicher Urkunden nachweisbar ist.*)

Elsmere behält zunächst Greys Standpunkt bei: Gott, moralisches Bewußtsein und Pflicht sind ihm die einzigen Realitäten. Dazu treten nun die „Ansprüche Jesu an das moderne Leben“ der gesitteten westlichen Hemisphäre, mit keinem größern Rechte, keiner tiefern Beglaubigung, als die Ansprüche Buddhas und Muhammeds an die Welt des Ostens.

Elsmere zeichnet Jesu historischen Charakter, den landschaftlichen Hintergrund des gelobten Landes; von Jesu Lehren und Reden ist wenig die Rede, und doch soll diese Erscheinung, obwohl auch Irrtümern unterworfen, noch immer den größten Anspruch haben, unserm Leben als Maßstab zu dienen und von uns geliebt zu werden. Uns ist bei Elsmeres Reden stets Piglheims Panorama der Kreuzigung Christi in den Sinn gekommen, dessen Darstellung im wesentlichen auch nur Staffage zu dem landschaftlich getreuen Hintergrunde bildet. Wie seltsam, daß Elsmere nicht zu der Folgerung gelangt, daß Christus uns Greys einzige Realitäten erst offenbart hat, und zwar Gott als unsern Vater, und daß sein Leben der Maßstab für unser moralisches Bewußtsein geworden und seine Worte uns das, was Pflicht ist, ihrer tiefsten Bedeutung nach erst erschlossen haben!

Offenbar hat die Verfasserin ihrem Helden durch das zu frühe Ende selbst geschadet; sie hat sich freilich ihre Aufgabe dadurch erleichtert, den Leser aber enttäuscht. Denn sie läßt Elsmere nur die erste Stufe seiner religiösen Umgestaltung, gleichsam die Schwelle zum Heiligtume betreten. Wie hätte das Leben mit seinen vielfachen Bedürfnissen und Erfahrungen in einem solchen Menschen die Anschauungen noch ausgereift, geklärt, vertieft! Aber er gelangt nicht über den Versuch hinaus, das Problem auf jenem Wege zu lösen; denn daß ihm die Leute, auf welche der Zauber seiner Persönlichkeit wirkt, zufallen, spricht noch nicht für die Haltbarkeit und Richtigkeit der Lehre, die er verkündigt.

Und gegen diese Lehre spricht vor allem eins.

Es mag wichtig und notwendig sein, alle Einflüsse zu verfolgen, die auf die Evangelien und Episteln wirksam waren. Aber setzen uns auf litterarischem Gebiete die Resultate der neuesten Goetheforschung in den Stand, die Wahrheit und Schönheit Goethescher Poesie tiefer zu empfinden, als ohne die Kenntnis, woher ihm diese Strömungen zugeflossen? Ich meine, Mrs. Ward ist offenbar einer Ueberschätzung dieser Dinge verfallen und hat darüber das Wesentliche der christlichen Wahrheit, die von den Ergebnissen jener Fragen ganz unberührt bleibt, übersehen. Das Beiwerk hält sie für die Sache selbst.

Es ist der sittliche Gehalt des Christentums und die Verwirklichung desselben in der historischen Erscheinung Christi, auf die ein Reformator heute zurückgehen und die er der Welt als Spiegel vorhalten muß. Sell faßt das Hoffen unsrer Zeit in die Worte zusammen (a. a. O. S. 145 f.):

> Noch harren wir des neuen Luther, der uns das Evangelium wieder in der Volkssprache bringt . . . Wir wissen es jetzt, daß die Reformation uns nur das paulinische, das apostolische Christentum wieder gebracht hat: wir warten auf die Enthüllung des Evangeliums, auf das volle Verständnis der Person unsers Heilands selbst inmitten der modernen Welt!

Aber in andrer Weise als in der willkürlich zufälligen Robert Elsmeres!

Der Leser wird aus unsrer kurzen Skizze denselben Endeindruck gewinnen wie aus dem Buche als Ganzem: den der Enttäuschung. Und zwar nicht bloß, weil man eine andre Entwicklung der religiösen Ideen wünschte. Denn bei der hier gewählten Entwicklung werden auch so außerordentlich viel Keime, die in der reichen Charakterzeichnung der beiden Helden angelegt sind, verkümmert. Auch für das an die wunderlichsten Sektenbildungen gewöhnte England erscheinen Elsmeres Ansichten, Auftreten und Wirken zu willkürlich und zufällig. Ja, die Engländer, im ganzen — mit Ausnahme der radikalen Kreise — weniger als wir an unbefangne Erörterung dieser Fragen gewöhnt, erklären das Buch für gefährlich, und bedeu-

*) Siehe K. Sell, Aus der Geschichte des Christentums. Darmstadt 1888. S. 160.

tende Blätter ermahnen die Eltern, es der Jugend nicht in die Hand zu geben. Insofern hätte der Squire also mit seiner Prophezeihung an Elsmere Recht, wenn er sagt:

Sie und Grey nennen sich liberal und erreichen doch nichts anders, als den Schwarzen in die Hände zu spielen.

Aber auch wir verstehen es nicht, wie Elsmere diesen Einfluß hat ausüben, und wie er nach seinem Tode hat noch dauern können! Ist es denn möglich, daß von dieser kahlen, nüchternen, kritischen, oft geflissentlich pietätslosen Behandlung der biblischen Erzählungen noch Lebenskraft ausgehen kann, die imstande ist, die Herzen zu erwärmen und das Leben umzugestalten? Nein. Denn angenommen, dies wäre der Fall, dann ginge er einzig aus von dem christlichen Lebenstriebe des Gemüts, der in Elsmere unausrottbar weiter lebt und Früchte der Liebe und Barmherzigkeit trägt, obwohl er ihn von dem Stamme, auf den er gewachsen, losgetrennt hat.

Ist nun aber auch der Gesamteindruck unbefriedigend und legt man das Buch zunächst enttäuscht aus der Hand: nach und nach tauchen einem doch einzelne Personen, Situationen, Erörterungen, auf deren Darstellung hier einzugehen nicht der Ort ist, wieder in der den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Ursprünglichkeit des ersten Eindrucks auf. Man hat an einer Fülle von Leben teilgenommen, man hat hineingeblickt in ländliche Verhältnisse, die Sonne hinter den Bergen von Westmoreland untergehen und die Türme der Westminsterabtei vergolden sehen, die schwüle Luft übertünchter, verfeinerter Verdorbenheit und die branntweindunstige roher Verkommenheit geatmet. Man hat Menschen ins Herz geblickt aus allen Schichten der Bevölkerung und in die gerade ihnen eigentümlichen Kämpfe und Versuchungen. Die Anregungen, die man dadurch bekommt für die wichtigsten Fragen der Zeit, sind so nachhaltig gerade durch die Art und den Zusammenhang, wie sie dargeboten werden. So können wir nicht anstehen, das Buch im ganzen doch als eine hochbedeutsame Erscheinung, ein Kulturbild im großartigen Stile, ein charakteristisches Erzeugnis dieser Zeit religiöser Gärung zu begrüßen. C B

Toll geworden

Unter dieser Ueberschrift bringt die „Monatsschrift zur Förderung einer friedlichen Sozialreform" Deutsch Land (Redakteur Michael Flürscheim) im diesjährigen Januarheft folgende Geschichte, die sie ihrerseits aus der „Berliner Volkstribüne" entnommen hat und die vermutlich aus englischen sozialistischen Blättern herstammt.

Tollgeworden! — so hat die gebildete englische Gesellschaft wohl ausgerufen, als kürzlich der Bischof von Westminster Abbey in London sein Amt niederlegte mit der Begründung, daß er die heutige Kirche als ein durch und durch volksfeindliches Institut erkannt und darum nichts mehr in ihr zu suchen habe, und er nunmehr alle seine Kraft in den Dienst der Armen stellen wolle.

Mit schönen Worten darf ein Geistlicher wohl von dem Elend des Volkes sprechen, aber selber in diese Tiefen hinabzusteigen, auf alle Annehmlichkeiten und Einkünfte des Amtes zu verzichten und dann gar noch die wohlsituirten, frühern Genossen als Schmarotzer zu brandmarken, — wer kann daran zweifeln, daß man tollgeworden sein muß, um sich soweit zu vergessen!

Und der „verrückte Bischof" war unbarmherzig in seiner Kritik. Man höre nur Folgendes:

Meine heutige Predigt — begann er — ist die letzte, die ich als Bischof von dieser Kanzel halte, es ist eine Predigt, welche euch reichen und wohlhabenden Leuten vielleicht ungewöhnlich scheint, allein ganz gewöhnlich allen denen ist, welche für die Humanität gearbeitet und gelitten haben.

Ihr, die ihr hierher kommt, in Purpur gekleidet, etliche in königlichen Palästen wohnend und mit allem Luxus umgeben, denkt, indem ihr ein Geldstück in den Klingelbeutel werft, daß damit allen moralischen Ansprüchen nachgekommen sei. Aber ich glaube, daß selbst Christus, könnte er heute auf dieser Kanzel stehen, dieselben Worte euch ins Gesicht schleudern würde und zwar mit einer solchen Gewalt und Verbitterung, davon ihr in diesem Jahrhundert noch keinen Begriff habt. Nicht als Bischof, sondern als Mensch wiederhole ich diese Worte, sehr bezweifelnd, ob dieselben eure Herzen berühren, allein sie geben mir Zufriedenheit und Gerechtigkeit in meiner neuen und fremden Stellung.

Seit Jahren war ich einer von euch; mein Heim war nicht bei den Massen, es war bei den Klassen.

Ich bin reichlich mit irdischen Gütern ausgestattet; ich war ein hoher Beamter in den Reihen der Reichen, allein nicht in den Reihen der Armen. Ohne mich dagegen zu sträuben, habe ich mich in die Gesellschaft von Männern und Frauen begeben, welche Christus mit den Schriftgelehrten und Pharisäern vergleichen würde. In dem Hause der Lords habe ich stillschweigend neben Wüstlingen und Verführern gesessen, und stillschweigend habe ich hochgeborene Frauen als meine intimsten Freundinnen bewillkommt — etliche davon sehe ich heute vor mir —, mit welchen kein ehrlicher Arbeiter sein Weib oder seine Tochter verkehren lassen würde. . . .

Aber ich habe mich gefürchtet, euch eure Sünden vorzuhalten. Während der ganzen Zeit nahmen um mich herum in dieser großen Weltstadt . . . . die Betrübnisse, Leiden, Armut, Krankheit zu. Ihr und ich sind bis zur Gegenwart zum größten Teil zu beschuldigen. Wir und unsre Klasse haben die Früchte der Arbeiter eingeheimst, wir haben in Vergnügen und Ueberfluß gelebt und unsre Lüste befriedigt, während wir die Körper derjenigen aushungerten, denen wir unser tägliches Brot sowie die Kleidung, die wir tragen, verdanken. . . .

Meine Mitbürger! Ich weiß nicht, wie es mit euch steht, allein für mich hat dieses leichte und selbstsüchtige Leben ein Ende! — Ich bin immer mehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß ich während meiner Tage meine Pflicht gegenüber meinen Mitmenschen vernachlässigt habe, und endlich bin ich davon überzeugt, daß meine Stelle nicht hier, als ein gut bezahlter Bischof einer Kirche, deren gegenwärtiges Verhalten ganz und gar der Lehre Christi entgegen ist, sein darf, sondern mein Platz soll sein unter den Armen, ja unter den Arbeitern, deren Früchte wir im Besitze haben.

Zu lange habe ich die traurigen sozialen Thatsachen unsrer sogenannten christlichen Zivilisation vernachlässigt. — Zu lange habe ich über süße Dinge zu Euch gesprochen und Friede verkündigt, während kein Friede da war. Ich wußte, daß Elend unter dem Volke war, Hunger in unsrer Mitte und Prostitution auf den Straßen. Allein vormals habe ich geglaubt und euch zu dem Glauben veranlaßt, daß dies ein Erbteil der Natur sei.

Jedoch habe ich jetzt gelernt — und ihr könnt dasselbe auch lernen, wenn ihr nur wollt —, daß unser Luxus und Vergnügen nur durch dieses Elend besteht. Deswegen habe ich beschlossen, daß von diesem Tage an ein neues Leben beginnen soll. Heute lege ich mein Gewand ab, lege mein Amt als Bischof nieder und erkläre mich meines Palastes, den ich bewohne, sowie meiner Einkünfte und des Sitzes im Hause der Lords als verlustig. Ich gebe alle Vergnügungen der Gesellschaft und der Welt auf, um endlich als Mensch einen Platz unter den Menschen einzunehmen.

Es ist, ich weiß, ein gewagter Schritt, und dessen Folgen sind mir vollständig klar. Einmal entschlossen, nicht länger mehr von der Arbeit andrer zu leben, werde ich gezwungen sein, der großen Armee der Arbeitslosen mich anzuschließen. Morgen werde ich den Versuch machen, meine erste Rede im Trafalgar Square über denselben Text zu halten, den ich heute hier gebrauchte und es ist nicht unmöglich, daß ich morgen Abend mein Quartier in einer Polizeizelle aufschlagen muß. Allein ich würde dadurch nichts Härteres erfahren denn selbst Christus, im Falle er es jetzt unternehmen würde, in diese Abbey (Westminster) einzutreten; denn er würde als ein Vagabund arretirt und eingesperrt werden, weil er nicht genug Subsistenzmittel aufweisen könnte. Für euch und eure Klasse würde er nur ein Arbeiter sein, dessen sauren Schweiß ihr euch aneignet. Diese Aneignung, deren Folge Elend und Verkommenheit unter den Arbeitern birgt, ist aufzuheben.

Diesem Streben will ich von jetzt an mein Leben widmen. Es ist kein Leichtes, so lange Bischof von London zu sein und auf all dies zu verzichten; aber ein gut Gewissen zu haben und ein edles Werk recht gethan, ist viel besser, als ein Palast mit einem Gehalt von zehntausend Pfund (200000 Mk.) das Jahr.

Hierzu bemerkt „Deutsch Land":

Obige von einem Teil der Presse völlig ernst genommene Rede ist leider nur eine Fiktion.

Warum wir unsrerseits in der Christlichen Welt die Geschichte abdrucken? Weil sie nach den verschiedensten Seiten hin zu denken giebt. Erstens beweist sie, wie sehr man in sozialistischen Kreisen sich mit der Kirche und den Geistlichen beschäftigt, mit ihnen rechnet und rechnen muß. Zweitens erhebt sie die schwere und berechtigte Klage, daß die Kirche in den sozialen Nöten der Zeit ihre Schuldigkeit nicht erfüllt hat, Hilfe und Anwalt der Armen und Ueberlasteten zu sein. Drittens enthüllt sie aufs schmerzlichste die ganze Verständnislosigkeit dieser Kreise für das Christentum. Was sie in ihm suchen, wird es ihnen nie gewähren. Christus ist für sie nur der soziale Reformator, der seinen Zorn über die Besitzenden ausgießt. Viertens: der Bischof legt sein Amt nieder und wird Agitator, das Verfehlteste, was er thun kann; er wird elend verkommen oder vom Schweiße der Arbeiter leben. Er sollte auf seinem Posten bleiben und das alte Versäumnis sühnen!

Und in dieser Richtung läge denn wohl für uns die Moral der Geschichte. Markus 10, 45. R

Verschiedenes

(Geschichte der französischen Kolonie von Magdeburg) von Henri Tollin. Erster und zweiter Teil. Halle, Niemeyer. 1886 und 1887. (XIV und 742, VII und 500 Seiten, 3 und 1 Lichtbild.)

Das Herz macht beredt! Sollte einem Geistlichen nicht das Herz warm werden, wenn er die Geschichte seiner Gemeinde schreibt, wenn er forschend in ihre Vergangenheit sich versenkt, zumal wenn diese Gemeinde eine so denkwürdige, blut- und thränen- wie auch ruhmreiche Vergangenheit zu berichten hat?

Das in deutscher Sprache, in formvollendetem Stile mit französischer Glut geschriebne Buch bietet weit mehr, als der Titel besagt. Es enthält eine gedrängte Geschichte der französischen Hugenottenkirche bis zum Widerrufe des Edikts von Nantes, eine ausführlichere Darlegung all der Bedrückungen unter Ludwig XIV., eine sehr eingehende Schilderung des refuge, der Schicksale, welche die geflüchteten französischen Protestanten in den verschiednen Staaten Europas, den einzelnen deutschen Ländern trafen, wohin sie sich wandten.

Er schildert ihre Aufnahme in Brandenburg durch den großen Kurfürsten und seine Nachfolger, seine Regierung und sein Volk und beschränkt sich keineswegs auf sein Magdeburg, auf das er erst im zweiten Teile kommt, sondern auch andre französische Kolonien, namentlich die in der jetzigen Provinz Sachsen, finden eingehende Besprechung. Er verwertet hierbei — unter Wiedergabe wichtiger Urkunden im Wortlaute — viele bisher ungedruckte und unbekannte Quellen. Neu war uns vor allem, daß, im Gegensatz zur gewöhnlich herrschenden Ansicht, eigentlich nur der Kurfürst diese seine Glaubensgenossen gern aufnahm — neben einem warmen protestantischen Eifer beseelte ihn auch der Wunsch, die Bevölkerung und den Wohlstand seines armen Landes zu heben —, daß nicht bloß die lutherische Geistlichkeit, sondern das ganze lutherische Volk die „Kalvinisten" sehr ungern kommen sah, daß die alten Einwohner und Bürger mit Neid auf die den Fremden gewordnen Privilegien und Begünstigungen sahen und vielfach klagten, im Herzen des Landesvaters hinter Ausländern zurückzustehn. Des Kurfürsten Energie erzwang reichlich zu spendende „freiwillige Kollekten" mit besserm Erfolge als die von ihm verheißnen Bevorzugungen der Einwandrer, deren Ausführung oft genug durch das Uebelwollen der ältern Bürger und selbst kurfürstlicher Behörden hinterzogen wurde. Wir hören, daß die Einwandrer, die réfugiés, anfangs gar nicht daran dachten, im nordischen Lande, wo alles so ganz anders als dans la belle France, sich häuslich einzurichten, vielmehr nur ein vorübergehendes Asyl suchten bis zu der kurzen Zeit, wo der große König würde gezwungen sein, ihr geliebtes Frankreich ihnen wieder zu öffnen.

Der Verfasser, dem wir es zu gute halten müssen, wenn er dem deutschen und namentlich dem lutherischen Wesen nicht immer gerecht zu werden vermag, der schon durch zahlreiche französische Zitate und Detailbeziehungen auf französische Verhältnisse beweist, wie französisch er fühlt, schildert nicht ohne Wehmut den Verfall der meisten Kolonien des refuge, wobei auch nationalökonomische Exkursionen im manchesterlichen Sinne nicht fehlen, und namentlich die allmähliche Verschmelzung der allermeisten Kolonien mit dem deutschen Volke, angebahnt durch ihre Verquickung mit Pfälzern, Wallonen, Schweizern und andern Flüchtlingen, durch Aufnahme lutherischer und — seit der Revolution — auch katholischer Elemente, angebahnt vor allem durch die gemischten Ehen, deren sozialen Einfluß auf den Brandenburger Bürgerstand wir in einem vor uns liegenden Lustspiele, aus der brandenburgischen Geschichte gezogen: „die Vereinigung" anschaulich geschildert finden. Interessant ist, daß die nächsten Nachbarn des damals ultrapäpstlichen Avignon, die „Orangeois," die Bewohner des einst souveränen Fürstentums Orange, das nach dem Tode des großen Oranierkönigs Wilhelm III. 1702 durch Erbfolge an Brandenburg hätte fallen sollen, als Reformirte ebenfalls von Ludwig XIV. zahlreich vertrieben wurden und als preußische Unterthanen besonders begünstigt und besondern Behörden unterstellt wurden.

Dem dritten Teile, der erst Magdeburg betreffende Spezialitäten und Dokumente bringen soll, sehen wir mit Spannung entgegen und bitten den Herrn Verfasser, durch ein demselben beigefügtes Namenregister über das ganze Werk (Personen und Orte) es namentlich auch für die Nachkommen der réfugiés besonders nutzbar zu machen.

S

(Für das diesjährige Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins) der vom 3.—6. September in Danzig seine 43. Hauptversammlung halten wird, hat der Zentralvorstand soeben folgende drei Gemeinden in Vorschlag gebracht: Sipiory in Posen, Waitzen in Ungarn, Weisenau in Hessen-Darmstadt. — Anträge, welche auf der Versammlung zur Beratung gelangen sollen, sind bis spätestens Mitte Juli, beabsichtigte Vorträge aber bis spätestens 20. August beim Zentralvorstand in Leipzig anzumelden.

(Warnung) Es ist unsre Pflicht, den Lesern der Christlichen Welt folgende Warnung mitzuteilen, die der Reichsbote neuerdings hat ergehen lassen.

Warnung (aus Süddeutschland)

Eine der Hauptgefahren unsrer Zeit ist der Mangel an Unterscheidungsgabe für die schriftmäßige Prüfung der Geister, ob sie aus Gott sind. Es wird vermengt, was ewig geschieden ist, Geist und Fleisch, Natur und Gnade, Wahrheit und Lüge. Diese Mengung wird großgezogen durch eine Reihe Zeitblätter, welche unserm Volke — auch den sogenannten Gebildeten unter demselben — eine Nahrung darbieten, welche zwar religiös angehaucht und in Worte, welche der Schrift und der Kirchenlehre entlehnt sind, eingehüllt ist, aber beim Versuch, sie im Glauben sich anzueignen und ihren Nährwert zu erfahren, sich in lauter Dunst auflöst. Diese Falschmünzerei, welche den teuersten Wahrheiten des Glaubens unter den Formen und Namen des Glaubens einen andern Inhalt und Sinn unterschiebt, ist eine der widerlichsten Erscheinungen unsers kirchlichen und theologischen Lebens, sie höhlt die Herzen und Gewissen in entsetzlicher Weise aus und unterbindet den Sinn für die Einfalt der Wahrheit.

Wenn die heilige Schrift von kräftigen Irrtümern spricht, welche selbst den Gläubigen und Auserwählten gefährlich werden, so versteht sie darunter nicht grobe Sündengreuel, sondern die mit einer List zubereitete Mischung von Licht und Finsternis, die Prophetie, welche Fuchs- und Wolfsnatur an sich trägt und doch im Schafskleide einhergeht, zerstörend einwirkend auf die Gewißheit, Klarheit und Festigkeit des Glaubens, sodaß der herrschende Zeitcharakter ein ängstliches sich Wägen- und Wiegenlassen von allerlei Wind der Lehre wird, und wer möchte leugnen, daß dieser Charakter unsrer Zeit eingeprägt ist?

Zu den Zeitschriften, welche diesem Geiste der Verwirrung dienen, rechnen wir in erster Linie die in Leipzig erscheinende „Christliche Welt", welche sich unter dem Namen Luthers einführt, obgleich sie keine Spur seines Geistes, seines Glaubens, seines Sinnes aufzuweisen hat. Sie ist das Organ des ungewissen modernen Rationalismus, das die Namen einiger vom Zeitgeiste gefeierten Theologen an der Spitze trägt [?!], welche aber gleich ihren Vorgängern mit dem Zeitgeiste dahin fahren werden. Den Fels der Kirche und ihrer Lehre können sie nicht erschüttern, wohl aber in vielen einzelnen Gemeindegliedern Verderbensspuren hinterlassen.

Wir haben eine Reihe (!) Blätter der genannten Zeitschrift aus dem vorigen Jahr und vom Anfang dieses Jahres wieder in die Hand bekommen. Man muß staunen über die Gewandtheit, mit welcher das Zentrum der biblischen und kirchlichen Heilslehre — das Kreuz Christi — entweder zu umgehen gesucht, oder in einen Nebel eingehüllt wird, den kein Auge zu durchdringen vermag. Mit solch aushungernder Kost sollen sich evangelische Christen begnügen, welche zu hochzeitlicher Tafel eingeladen sind?

Es ist nötig, daß sich evangelische Christen der Verantwortung mehr bewußt werden, Schriften und Blätter zu halten und zu lesen, welche die lautere Wahrheit untergraben, und daß sie in den Worten „Prüfet alles" den Nachdruck auf das erste Wort, nicht auf das letzte legen. Wer nicht selbst prüfen kann, frage bei denen an, welche den Geist der Prüfung besitzen. [!] Man muß nicht alles, was unwahr, halbwahr oder unsittlich ist, kennen lernen wollen, sondern sich mehr und mehr auch in dieser Beziehung in Zucht nehmen, an vielem vorübergehen, was der Lauterkeit und Einfalt zuwider ist, überhaupt der Augenlust mehr ausweichen, und sich nächst der Bibel in wenige gute Bücher einleben. Es gehört zu den köstlichen Dingen, ein festes Herz zu haben; die Gnade eines solchen Herzens verträgt sich aber nicht mit dem Vielerlei, und wo der helle lichte Ton des Evangeliums nicht zu vernehmen ist, da wollen wir fernbleiben.

K F

Unsern Lesern müssen wir anheimgeben, welchen Gebrauch sie von dieser Warnung machen wollen. Die Redaktion des Reichsboten möchten wir fragen, wie es ihr nur möglich ist, so ungeheuerliche Beschuldigungen ohne den Schatten eines Beweises in Umlauf zu setzen? Gegen den Einsender selbst finden wir die rechte Stimmung in Gedenken an das erste Wort des Gekreuzigten und in dem fröhlichen Vorsatze, nur um so treuer weiter zu arbeiten.

D H

Zur Beachtung

Meine persönliche Adresse ist vom 2.—30. Mai Dresden, Dippoldiswalder Gasse 1. Alle geschäftlichen Briefe und sonstigen Zusendungen, Manuskripte, Korrekturen, Geldbeiträge u. s. w. sind nach wie vor an die Redaktion in Schönbach bei Löbau i. S. zu richten. Minder dringende Zuschriften bitte ich bis nach dem 30. Mai zu vertagen.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Altarlichte,

à Paar	1 Pfd.	1½ Pfd.	2 Pfd.	3 Pfd.	4 Pfd.	5 Pfd.
lang	48 cm	52 cm	57 cm	63 cm	67 cm	71 cm
Preis	2,50 M	3,75 M	5,— M	7,50 M	10,— M	12,50 M

Abendmahlshostien,

1000 1,25 M, Doppelhostien, 1000 3 M, liefert in bester Qualität
Grünebergs Buch- und Kunsthandlung
Wollermann & Neumeyer, Braunschweig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig